

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Haack, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 30

Sonntag, den 20. Juni 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 20. Juni: Silvester. **Montag, 21. Juni:** Aloysius. **Dienstag, 22. Juni:** Paulinus. **Mittwoch, 23. Juni:** Edeltrud. **Donnerstag, 24. Juni:** Johannes der Täufer. **Freitag, 25. Juni:** Wilhelm Adelbert. **Samstag, 26. Juni:** Johann und Paul.

Vierter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 5, 1—11.

In jener Zeit, als das Volk Jesum drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand, sah er zwei Schiffe am See stehen; die Fischer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet eure Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Und sie kamen und füllten beide Schifflein, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr, geh' weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen! Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

*

Ein reich gesegneter messianischer Tag, von dem das heutige Evangelium spricht. Immer tiefer verankert Jesus das Schifflein seiner Kirche, immer weiter bringen die Apostel und namentlich der zukünftige Steuermann des Schiffleins in das Verständnis der Richtung des Zieles der Messiasfahrt ein. Fahre hinaus in die Tiefe! Ein energisches, zielbewusstes Jesuwort, ein Wort, das zu allseitiger Gründlichkeit, ausdauerndem Wollen und nie erlahmender Geduld aufruft. Kein Gebiet schließt sich der Tätigkeit der Kirche aus, kein Land ist ihr zu weit, kein Erdstrich zu ungesund, kein Klima zu rau und unwirtlich, kein Menschen-schlag zu wild und grausam, kein Stand zu niedrig und verachtet, keine Umstände zu hinderlich, überall bringt sie hin, ihr Geist, ihr Einfluß, ihre Liebe und Ausdauer, gemäß dem Worte des Herrn: Gehet hin und lehret alle Völker. Die Kirche ist katholisch, das heißt allgemein, allumfassend, der Zeit und dem Ort nach. Das ist das Stigma, das ihr der über alles herrschende und gebietende Gott aufgedrückt hat als Abbild seines eigenen Wesens und Seins. Die Kirche kann und darf gar nicht anders, sie muß katholisch, allgemein sein.

Es gab freilich Zeiten, wo erbitterte Kämpfe von innen und außen an den Angeln der Kirche rissen und zerrten, und wo die Erhaltung des Bestehenden, der Kampf um die Existenz den Missionsgedanken auf einige Zeit zurückdrängte. Nach dieser Zeit begannen aber die Quellen umso reicher zu fließen und Gottes Ackerland zu befruchten, so daß das Versäumte bald wieder eingeholt war. Es geht der Kirche wie unserm Vaterlande zur jetzigen Zeit. Deutschland kämpft jetzt um seine Existenz. Solange Germania das Schwert gezückt hält und mit harter Faust dreinschlagen muß, ist keine rechte Zeit und Lust zu weitergehenden Kulturaufgaben. Jedermann weiß das und hält das für verständlich und ist überzeugt, daß nach dem Krieg diese Aufgaben umso energischer verfolgt werden.

Fahre hinaus in die Tiefe! Diese Tiefe ist die Gründlichkeit und Unermüdblichkeit, die jede Arbeit im Dienste Gottes auszeichnen soll. Wer als Kaufmann, Beamter, Politiker, Gelehrter vorankommen, Einfluß gewinnen, etwas erreichen will, muß alles, was er tut, gründlich, gediegen, gewissenhaft, nicht oberflächlich tun. Der Deutsche gilt in der ganzen Welt als gründlicher und

deshalb brauchbarer Arbeiter. „Deutsche Gründlichkeit“ ist ein ehrendes Beiwort, mit dem das Ausland unsere Arbeiten und Leistungen in Wissenschaft und Technik belegt. Können nicht auch unsere Arbeiten im Dienste Gottes, unsere Uebungen der Frömmigkeit und Nächstenliebe diese Gründlichkeit atmen? Gott gegenüber ist es doch eine Pränkung, ihm Werke anzubieten, die den Stempel der Selbstheit, Oberflächlichkeit, Stümperhaftigkeit an sich tragen. Wenn du also zur Beicht, zur Kommunion gehst, dann tue das ganz, nicht halb, so oben hin, um vielleicht dem religiösen Anstand zu genügen, sondern mit tiefer Demut und Ehrerbietung, mit einem Herzen, das ganz bei der Sache ist, aus dem Bewußtsein der Heilsbedürftigkeit heraus. Tiefe, Gründlichkeit verlangt, daß wir uns in unserer Stellung zu Gott nicht bald von himmelstürmender, ungeduldiger Gewalt und dann wieder von Kleinmut, Verzagtheit und kalter Gleichgültigkeit tragen lassen. Diese Art Religion überlassen wir den Franzosen. Der Deutsche ist auch Gott gegenüber von Gründlichkeit, von steter Tiefe. Nicht in Werken der Größe und des Aufsehens, sondern in religiöser Kleinarbeit liegt der religiöse Erfolg. Das Tag für Tag und Jahr um Jahr gelebte Werk der Nächstenliebe, der Pflichterfüllung in der Familie, auf dem Büro, in der Öffentlichkeit, das ist es, was tief bei Gott verpflichtet und unermesslichen Lohn bringt.

Wer regelmäßig spart, jede Woche seinen Beitrag an die Kasse bringt, der kommt in kurzer Zeit sehr weit. Wer aber nur gelegentlich spart, nach Laune, dann wieder einen Betrag abhebt, hernach eine ganze Zeit lang gar nichts auf die Kasse trägt, darf sich nicht wundern, wenn er nicht viel erreicht. Und wenn er sieht, daß er nicht vorankommt, verliert er die Lust am Sparen, und dann tritt der alte Erfahrungssatz ein: Wer nicht vorankommt, geht zurück. Auf religiösem Gebiet gilt dasselbe. Die Regelmäßigkeit, die Gewöhnung und, hernach die Gewohnheit führt allein zum Erfolg, und wenn einmal der Erfolg wahrnehmbar ist, dann kehrt die Lust und Liebe am heiligen Werk ein, und dann wird die Bahn zum Himmel mit Riesenschritten durchgemessen.

Als ich vor Jahren in Frankreich war und mit einem französischen Pilgerzug nach Lourdes reiste, ließ ich mich von der Pilgerleitung bestimmen, eine Unterabteilung des Zuges zu führen. Mein Amt bestand darin, im Zuge, auf den Bahnhöfen die Leute beisammen zu halten, die Gebete und Gesänge zu leiten und namentlich in Lourdes vor der Grotte und der Biszine zur Aufrechterhaltung der Ordnung beizutragen. Meine Stellung brachte mir das Glück, unmittelbarer Zeuge zu sein, wie an acht Personen plötzliche Heilungen geschahen. Diese Lourdesstage werde ich niemals vergessen, aber auch nicht die Art, wie die Franzosen beten, namentlich dann, wenn es, wie es damals der Fall war, der Prediger verfiel, die Masse zu erheben und zu höchsten Affekten zu bringen. Die Aeußerungen dieser religiösen Erhebungen sind nicht nach unserem Geschmack, wir sind dafür zu kühl und verschmähen es auch, das, was uns bewegt und uns ans Herz greift, nach außen hin zu zeigen. Den Franzosen stehen sie wohl an und sind ihrem Nationalcharakter entsprechend. Wenn man gerade in Lourdes von dieser wahrhaft großartigen Feier französischer Pilger Zeuge gewesen ist, möchte man nicht glauben, daß Frankreich das Land der Religionslosigkeit und Gottlosigkeit sei. Aber auch auf religiösem Gebiet herrscht in Frankreich die Macht der Phrase. „Frankreich, die älteste Tochter Kirche“, „das Land der Heiligen“, gar zu gern befaßt sich das Volk an diesem Wort und läßt die persönlichen Forderungen der Religion außer acht. Flackerndes Strohkfeuer, Augenblickswerte ohne Nachhaltigkeit sind in der Religion ohne Bedeutung.

Non multa, sed multum, heißt ein lateinisches Sprichwort, nicht vielerlei, sondern viel, mit zwei gebräuchlichen Fremdwörtern ausgedrückt: Nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität kommt es an. Seine religiösen Kräfte nicht zersplittern, sondern konzentrieren, heißt die Lösung. In der Kirche Gottes gibt es außerordentlich viele und mannigfaltige Formen für Frömmigkeit und Andacht und Betätigung der Nächstenliebe. Wer in dessen meint, sich an allen oder möglichst vielen dieser Formen beteiligen zu müssen, ist im Irrtum, verfällt mit der Zeit in vollständige Interesslosigkeit und kommt zu Aeußerlichkeiten ohne tieferen Inhalt. Die vielen Formen in der Kirche sind nicht für einen jeden in ihrem ganzen Umfange berechnet, sondern sollen dem verschiedenartigen religiösen Geschmack, wenn ich mich so ausdrücken darf, entgegenkommen und zur Auswahl der Gläubigen dienen.

Was du bist, das sei ganz, ein ganzer Katholik, mit Leib

und Seele habet. Fahre hinaus in die Tiefe, in die Tiefe der religiösen Ueberzeugung, der religiösen Betätigung. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften.“

Bpe.

Verrauscht, verweht!

Des morgens früh! Ein Junitag!
Im Saatsfeld froher Wachtelschlag!
Die erste Lerche stieg ins Blau
Und brachte Gott den Gruß der Au.
Der letzte Nebel zog zum Walde,
Und sonnig lag vor mir die Halbe;
So herrlich schien mir rings die Erde
Und fern des Lebens Not, Beschwerde.
Die sonn'ge, wonn'ge Junilust
Umschlang so zärtlich meine Brust:
Sie sang, ich sang, wir sangen beide
Von Wanderns reiner Lust und Freude,
Und lächelnd schrieb ich in den Sand:
„Hier ist mein Glück!“ schrieb meine Hand. —
Nicht lange drauf, ich kam daher,
Das Feld, der Wald so öd und leer:
Die Schrift im Sande war verweht —
Und auch mein Glück — November spät!

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge des vierten Sonntags nach Pfingsten.

Vertrauensvolles Gebet auch trotz des Gefühles, daß wir vor Gott in vielfacher Hinsicht Schuldner sind, ist der Grundgedanke der vorigen Sonntagsmesse. Die heutigen Wechselgesänge bieten gewissermaßen eine Fortsetzung, eine Steigerung, eine Vollenendung dieses Gedankens. Wir sollen nicht nur — seien wir nun Sünder oder Gerechte — vertrauensvoll beten, wir sollen überhaupt dem Herrn vertrauen, ganz und gar vertrauen, nie verzagen, mag die Trübsal noch so groß, die Versuchung noch so heftig, die Bürde noch so schwer sein.

Wie wird dir, lieber Leser, schon leichter und wohler ums Herz, wenn du nur einmal die Worte des Introitus mit ganzer Seele nachsprichst: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, wen soll ich fürchten? Der Herr ist der Beschirmer meines Lebens, vor wem soll ich zittern? Meine Feinde, die mich quälen, werden kraftlos und fallen zu Boden. Wenn ein Heerlager wider mich steht, so soll sich mein Herz nicht fürchten! Ehre f. d. B. usw. Der Herr ist mein Licht usw.“ — Wie hat sich dies im Leben bewahrheitet, der so gesungen! David, verfolgt vom bösen Dämon Sauls, verfolgt von seinem ungeratenen Liebling Absalon! Der Herr war sein Licht, sein Heil, seines Lebens Beschirmer, vor dem alle Feinde kraftlos zu Boden sanken. Wie wahr ist dies Gesandnis des ersten Abtigs von Juda in der Geschichte der Kirche geworden! Alle Verfolgungen und alle Siege des Christentums verkünden laut: „Wenn ein Heerlager wider mich steht, so soll sich mein Herz nicht fürchten, denn der Herr ist mein Licht und mein Heil!“ Und, wie kann nicht mit Recht jeder wahrhaft gläubige Christ so sprechen! Wenn er wirklich auf seinen Gott vertraut, auf den allweisen und allmächtigen Gott, dann ist er auch für ihn das wahre Licht, vor dem jeder menschliche Ratsschlag wie ein abgepresstes Zucklein ist; dann ist dieser Gott sein Heil, vor dem jede menschliche Hilfe ein Wert der Ohnmacht ist; dann ist dieser Gott sein Beschirmer, der nie versagt, der jeden menschlichen Schutz in Schatten stellt, von dem jeder menschliche Schutz nur seine Kraft erhält. So verstehe ich auch den Starkmut, die demantstarke Hoffnung der ersten Christuskrieger, der großen Kreuzträger, die nie wankten und wichen, die im Tode niedersinkend den ersten Schritt ins ewige Leben taten. So verstehe ich auch, warum alle, die dieses Licht, dieses Heil, diesen Beschirmer aufgaben, in der ersten ernsten Prüfung schon zusammenbrachen, in Verzweiflung Hand an sich legten, und um einer kurzen Not zu entgehen, der ewigen in die Arme liefen. Hätten sie vor solch einer Freveltat gesprochen: „Der Herr ist mein Licht, wen soll ich fürchten?“; dies gesprochen mit dem letzten Aufgebot ihrer Seelenkraft, selbst mit halberstorbenern Glauben; der Glaube wäre wieder erwacht und mutig wären sie wieder hinausgezogen ins kampferfüllte Leben. Will ich, lieber Leser, auf deine Seele Mutlosigkeit, feiges Verzagen legen, sprich herzhaft die Worte des heutigen Introitus, und gehe dann mannhaft dem Feinde entgegen, du bleibst, ja, du bist schon Sieger.

Sage nur nicht: „Ich habe Gott beleidigt, mir hilft er nicht!“ Das Graduale gibt dir auf dein Bangen Antwort: „Sei gnädig unseren Sünden, Herr, daß nicht etwa die Heiden sagen: Wo ist ihr Gott? Hilf uns, Gott, unser Heiland; um der Ehre deines Namens willen, o Herr, erlöse uns!“ — Der Mensch soll nicht immer auf sich und seine Armseligkeit schauen, in ihr liegt nur der Grund, von sich abzuheben und ganz auf Gott zu vertrauen, der überdies, menschlich gesprochen, ein eigenes Interesse daran hat, uns zu helfen. Sonst werden unsere unchristlichen Widersacher höhrend

fragen: „Wo ist ihr Gott?“ Allerdings wird dieser unser Gott erst vollständig, in deutschster Sprache am Ende der Welt zeigen, daß er ist, daß er in großer Macht und Weisheit des Weltalls und des einzelnen Menschen Bahn geleitet. Aber auch schon hier auf Erden wird Gott den Spott seiner und unserer Feinde nicht zu hoch wachsen lassen — „Gott läßt seiner nicht spotten!“ Wenn er auch für einen Augenblick seine schützende Hand von dir nimmt; sei nicht verzagt, er ist mächtig und kann helfen, wenn es dir längst zu spät scheint; er ist gerecht und wird dich nie über deine Kräfte prüfen. Der Allelujavers brüdt diesen Gedanken so schön in einem Gebete aus: „Alleluja, Alleluja! O Gott, der du sitzt auf dem Throne und richtest in Gerechtigkeit, sei eine Zuflucht den Armen in der Trübsal, Alleluja!“

Den Gedanken, den das Graduale im Anfang entwidelte, nimmt das Offertorium mit leiser Aenderung wieder auf, wiederum in der Form eines hoffnungsvollen Aufschreis zu Gott: „Erleuchte meine Augen, daß ich nicht zum Tode entschlase, daß mein Feind nicht sage: „Ich bin seiner mächtig geworden!“ — Wenn dort die Ehre Gottes angerufen, gleichsam zum Schutze vorgeschoben wird im Allgemeinen, so geschieht es hier, um im Besonderen den Beistand des Himmels in der Versuchung zu erhalten: „Erleuchte meine Augen, daß ich nicht zum Tode erschlafe!“ Die meisten Menschen sündigen aus Schwäche und zeitweiliger Verblendung, sie wissen im Augenblicke der sündigen Tat nicht so recht, was sie tun. Das, was ihnen einst in gnadenvoller Stunde so klar vor Augen schwebte: die Bosheit der Sünde und der Untau, den sie gegen Gott einschließt, was ihnen da zum Schwure, Gott nie mehr zu beleidigen, Kraft gab, das sehen sie nicht mehr im Augenblicke der Versuchung. So entschlafen sie zum Tode der Sünde. Jeder, der in der Stunde des Freiseins von der Versuchung um Scharfung seiner geistlichen Sehkraft steht mit den Worten des Offertoriums, erhält sicherlich helle Augen, einen scharfen Blick, daß er den Feind schon von weitem sieht, sich zum Kampfe bereit stellt, im Kampfe ruhig und fest steht und so immer Sieger bleibt. Freudig kann dann ein solcher ausrufen: „Alleluja! Ich bin seiner mächtig geworden!“

Alles das, was Introitus, Graduale und Offertorium der gläubigen Seele zu sagen hatten, treibt sie angesichts des göttlichen Gastmahles, wo das Brot der Starlen gereicht wird, zum Ausrufe, wie ihn der Kommunionvers enthält: „Herr, meine Feste und meine Zuflucht und mein Erretter: mein Gott, mein Helfer!“ — Wie ist Gott alles dies für den, der ihn soeben empfangen: wirklich oder wenigstens geistig in Liebe und Verlangen! „Meine Feste und meine Zuflucht!“ So mancher junge Mensch — jeder Seelsorger, der mit der Jugend zu tun hat, hat dies erfahren! — hat in den Stürmen des werdenden Menschen nur darum sein Teuerstes und Schönstes gerettet, weil er in öfterer Kommunion zu seinem Heilande ging, zu ihm Zuflucht nahm, weil dann ein heiliger Schwur in segensvoller Frühstunde ihn stark und unüberwindlich machte dadurch, daß sein Herz am Herzen des großen Gottes schlug. Die Versuchung kam, aber auch die Frische und Kraft der Fröhe erhob sich, und dauernd konnte er ausrufen: „Gott, mein Erretter!“ — Gott, dem jedes Ding dienen muß, weil er alle durch sein Machtwort gerufen, dem selbst die bösen Geister in ohnmächtiger Wut sich beugen müssen; der darin aber auch Mensch ward, die menschliche Schwäche — jegliche Sünde ausgenommen — an sich erfuhr, er, der allweise, allmächtige und allbarmherzige Gott ist dein Helfer! Dein Helfer, wenn er dich auch einen Augenblick wanken läßt; fallen läßt er dich nie, wenn du selbst es nicht willst. Und körperliches Weh, zeitlicher Verlust, den du mit Gott trägst, nimmt er dir halb ab, lohnt dann in der Ewigkeit aber mit ganzem, unvergänglichem Lohne.

Lieber Leser! Sei groß im Vertrauen auf deinen Gott, dann bist du groß in jeder Prüfung! Wäre dein Leib auch schwach und schwach, deine Seele bleibt stark und jugendlich! Und für Bett und Ewigkeit bleibt es für dich wahr: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, die Prüfung überstanden, ich bin den Siegern zugesählt, denn mein Gott war mein Helfer!“

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Moysius — ein Vorbild reiner, gottgeweihter Jugend

(21. Juni.)

Wer rein ist, dessen Werk ist gerecht.

(Sprichw. 21, 8.)

„Wer eilt, kommt schneller ans Ziel!“ Dieser Gedanke kommt einem unwillkürlich, wenn man die Lebensgeschichte unserer Jugendheiligen durchblättert. Von frühester Jugend war ihr Sinn mit besonderer Gewalt auf Gott gerichtet, und trotz ihrer jugendlichen Kräfte liefen sie wie Niesek den Weg des Herrn und kamen so früh ans Ziel; Gott nahm sie von der Erde, als die Frucht reif war für des Himmels Garten. Dieser Frühvollendeten einer ist St. Moysius.

Er entstammte dem bekannten norditalienischen Markgrafen-geschlechte der Gonzaga. Geboren wurde er 1568 auf dem Schlosse von Castiglione im Herzogtume Mantua. Leibliche Geburt und geistliche Wiedergeburt fielen bei ihm fast zusammen; so nahm ihn die gnadenvolle Vorsehung zuerst in ihre Arme. Als Erstgeborener eines kriegerischen Stammes wurde auch er fürs Kriegs-

handwerk bestimmt. So besuchte er früh das Feldlager seines Vaters, wo ihm zwei kleine Fehler entschlipfen, die eigentlich erst in seiner späteren Auffassung Fehler wurden und ihn dann zu noch größeren Eifer, größerer Eile im Dienste Gottes antrieben. Die ersten Worte, die seine Zunge kaskte, waren die Namen des Herrn und seiner hl. Mutter, die erste freie Betätigung des Kleinen war ein stundenlanges Knien vor einem hl. Bilde: mehr ein gnadenvolles Abhnen von Gott und seiner Größe als ein Gebet. Als er aber einmal die Wonnen des Gebetes verkostet, fand er in dessen Übung kein anderes Maß, als das des Gehorsams. In dieser Gebetsliebe kam eine fast unbegreifliche, unbezwingbare Gier nach körperlicher Abtötung; Speise und Trank, Schlaf und Erholung erhielten durch die gute Meinung nicht nur die Prägung für die Ewigkeit, er gab sich ihnen so hin, daß sie fast ins Gegenteil verkehrt wurden. All dieses: Eifriges Gebet und heldenhafte Bewingung jedes niederen Triebes bewirkten in dem Markgrafensohne, dem einst das Land und die Ehren eines Fürsten zufallen sollten, einen ungewöhnlichen Zug nach dem Klosterleben und eine engelhafte Reinheit, die keinen unreinen Gedanken kannte, kein sinnliches Fühlen zu empfinden schien. Dieser Zug wurde nicht erstickt, nicht einmal geschwächt durch den Aufenthalt an den lebensfreudigen Höfen zu Florenz und Madrid, wo ein Fest das andere folgte. Des heiligen Seele blieb unter all den Verstreuungen des Hoflebens unverwandelt Gott hingegen.

Allmählich kam die Zeit, wo Alonius mit seinen Berufsgedanken vor die Eltern treten mußte. Der Vater fuhr auf, er wollte von den Träumereien seines Erstgeborenen ein für allemal nichts wissen. Er jagte ihn nun von neuem hinein in den Trubel der norditalienischen Fürstenhöfe; die Weltlust sollte ihn packen und den Klosterberuf erdrücken. Franziskus von Gonzaga, Bischof von Mantua, mußte zuletzt des Neffen Beruf prüfen; er erkannte ihn als vom Himmel stammend, trotzdem blieb der Vater bei der Weigerung. Die kindliche Demut, womit auch in schwerster Prüfungszeit der Sohn gehorchte, brach endlich den Widerstand des Vaters.

Mit 18 Jahren entsagte Alonius zugunsten seines Bruders Rudolf dem Erstgeburtsrechte und trat am 25. November 1585 zu Rom bei den Jesuiten ein. Die Jugend des Heiligen war damit abgeschlossen. Er trat in den Kreis eifriger Ordensmänner; vom Anfang an einer der Eifrigsten. Sein Leben mußte nicht erst eine neue Richtung einschlagen; es verlief genau in der bisherigen Bahn, nur steigerte sich das Zügelstreben, unterstützt durch die Gnaden und die Leitung des Ordensstandes. Zwei Tugenden, die sich auf den ersten Blick gegenseitig ausschließen, Unschuld und Buße, treten besonders im Leben des Ordensmannes Alonius hervor. Die Unschuld in dem schneefigen Lilienkleide, mit dem himmelblauen, reinen Blicke, den sonnenklaren Gedanken und dem leidenschaftslosen Herzschlag und die Buße, die ernste, strenge, im dunklen Gewande, dem schmerzgedrängten Blicke, aber auch dem Lächeln des Friedens auf den Lippen! Beide fanden sich bei dem Heiligen in herzlichstem Vereine. Und je mehr seine Liebe zur Unschuld wuchs, je mehr seine Seele den letzten Hauch irdischer Regung verlor, desto eifriger gab er sich der harten Herrin Buße hin. Für dient man am sichersten und fruchtbarsten, wenn man in guter Absicht dem Nächsten dient. Dies tat Alonius in heroischer Weise, als über die Hauptstadt der Christenheit eine Hungersnot hereinbrach, die eine verheerende Seuche im Gefolge hatte. Selbst schwach und kränklich, war er doch unermüdet im Dienste der Kranken; leiblich und geistig diente er ihnen mit einer Demut und Liebenswürdigkeit, die keiner hinter dem Fürstensonne gesucht hätte. Dies tat er, bis auch ihn die Seuche ergriff. Wohl erholte er sich von ihrer eigentlichen Nachwirkung, er behielt aber ein hartnäckiges Fieber, das die letzte Kraft des Frühvollendeten aufzehrt. In der Nacht auf den 21. Juni 1591 hauchte er jubelnd seine Seele aus. Papst Paul V. sprach ihn 1605 selig; Benedikt XIII. 1716 heilig.

St. Alonius ist der Schutzpatron der Jugend, vor allem der studierenden Jugend. Wie paßt auf ihn das Wort der Schrift: „Wer rein ist, dessen Werk ist gerecht!“ Weil der Spiegel seiner edlen Seele durch keinen Hauch sinnlicher Blut entstellt war, war auch sein Sinn ohne jede Schwankung auf Gott, auf alles Große und Edle gerichtet. So mußte er heilig werden! Wenn unsere Jugend sich doch auch rein erhielt: sie würde dann auch gerecht sein! Es würden dann die Tage der Ausbildung zur Quelle echter Christengröße, wahrer Männerstärke, sie würde dann in ihrer Entwicklung nicht abgezogen von ernster Arbeit, von heiligem Gebete; sie würde nicht hinabgezogen in den Schlammstrom, der die Welt durchflutet! Ein reiner Jüngling wächst zu geistesstarkem Manne, der Gott gibt, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist. Nach dem Kriege brauchen wir solche Männer! Bete, lieber Leser, am Feste des großen Jugendpatrons, daß St. Alonius uns eine ernstgestimmte, reine Jugend und damit eine hoffnungsvolle, große Zukunft ersieht — für Kirche und Staat!

*

Unschuld ist das Festkleid der Seele, und es geht ihm wie jedem Festkleide, mit dem man den Körper schmückt. Man schont und achtet es, solange es rein ist. Es bekommt den ersten verunstaltenden Fleck; das schmerzt. Indes ist es einmal gesehen, man schont es weniger. Schon gleichgültiger sieht man den zweiten Fleck, merkt kaum auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schönste Festkleid ein verworfener Lappen. (Denune.)

X Ein Sanitäter

Von Hanns Giesbert.

Zwei Jahre ist der häßliche Blasse Junge mit den Wurrloaugen und der Samthaut nur von den Gebirgen zum Meere und vom Meere zu den Gebirgen gereist, um seine angegriffene Lunge auszukurieren; und als die Ärzte in Arosa ihn „sozusagen“ vollständig geheilt erklärten, kam die Kriegserklärung. Unter den Ersten, die sich als Kriegsfreiwillige stellten, war mein schlafter junger Freund, Wendelin Böh, aber die Ärzte gingen kopfschüttelnd an seiner aufgeschossenen Gestalt und seiner schmalen Brust vorüber. Die da draußen für die Größe und Freiheit des Vaterlandes kämpften, mußten aus anderm Stoff gemacht sein.

Von Regiment zu Regiment meldete sich Wendelin Böh. Nehmt mich mit, nehmt mich mit! Überall derselbe Beisatz.

Zu Hause bleiben, wenn die Jugend Deutschlands Blut und Leben opfert, das Vaterland vor den andrängenden Feinden zu schützen, nutzlos, zwecklos beiseite stehen, wenn es des Lebens höchste Güter gilt? Nun, wenn er nicht zu den freikämpfenden Söhnen Deutschlands gehören darf, so will er wenigstens als Helfer sein Scherlein zu den gewaltigen Werken beitragen. Er, der seit Jahren sich nur mit dem eigenen Wohle beschäftigte, dessen Befinden das Interesse der ganzen Familie bildete, will nun pflegen und helfen, erreicht es, daß er, vom roten Kreuz ausgestellt, an die Front kommt.

Die ersten kalten Mächte bringen ihm einen bösen Nachschuß, der an Lungenentzündung streift; aber was macht das? Er war doch draußen, wo die große Frage des Lebens entschieden wird; er hat sie gesehen, die todesmüden Streiter, hat sich an ihrer eiserne Willkürfälligkeit, ihrer Tapferkeit, ihrer Vaterlandsliebe begeistert. Sterbenden hat er die letzten Wünsche zu erfüllen versprochen, ihnen die brechenden Augen zugebracht. Verwundete hat er verbunden, hat Schmerzen gelindert, hat trösten und helfen können. Auch im Feuer ist er gewesen, mehr als einmal; da er dem schwerverwundeten Gefreiten, der mit Wundschau in der feindlichen Schusslinie lag, mit Morphium die letzten Stunden zu erleichtern gedachte und deshalb aus der Deckung hervorstuchte, haben die Gegner Feuer auf ihn gegeben, das er, glatt auf der Erde liegend, aber sich ergehen lassen mußte. Die Angeln rissen die Erde auf, spritzten ihm Schmutz und Blut ins Gesicht, durchlöchernten seinen Rock. Aber sein verwundeter entsetzt sanft und schmerzlos. Ein Lächeln ging um seinen Mund; er streckte die Hand aus: „Mutter“.

„Mutter“, so sagen die weissen, wenn die Schmerzen überhand nehmen, oder wenn sich der Todesengel naht; „Mutter“, so sagte auch der 17-jährige Leutnant, den er aus dem Kampfgewühl trug, und der sich so wohlthun an seine Brust schlangte, als sei er bei der besten, kuscheligen daheim. Und als der junge Sanitäter des jungen Gefreitenblassen Wange in innigstem Mitleid liebte, da schlich sich ein Freundschaftsgrinsen über das noch kindliche Antlitz: „Streicheln, bitte streicheln!“ Und mit dem frohen Lächeln um die bleichen Lippen schielte er ein.

Die Ärzte erklären Wendelin Böh nur mehr für die Etappe geeignet. Da hilft er, wo es zu helfen gibt; im Notfall Koffeineinfahren oder Gemüthe ausladen. Die Samthaut wird fahl; die Wurrloaugen verlieren den Glanz; die gepflegten Hände werden rauh und rissig, die pollerten Fingerringel abgehoben. Das gewohnte tägliche Bad wird zur Mythe. Rheuma und Katarakte stellen sich ein; aber Wendelin Böh ist am feinsten Posten. Gelegentliche Truppentransporte führen ihn in die Heimat; besorgten Blickes ruht das Mutterauge auf ihm. Hat er jetzt nicht genug getan? Kann er jetzt nicht mal an sich selbst denken?

Nicht, so lange ich noch einen Finger rühren kann, Mutter. Das Vaterland braucht jetzt jeden Mann. Da ist keiner zu gut und keiner zu schlecht. Bin ich etwas Besseres, als unseres Landes kräftige Söhne, die der Feinde Mordgeschosse nicht achten?

Er erzählt von den Verwundeten, die er heimgeleitet; von dem Feldmann, mit dem sie sich geschlagen, von dem Feldmann, mit dem sie klaglos, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre Schmerzen ertragen, des Arztes Weiser in ihrer Wunde fühlen. Auch von der Dankbarkeit, die sie ihm, die sie dem Arzte zeigen, der so zart mit ihnen umgeht.

Von den wohl eingerichteten Lazarettzügen erzählt er, und von dem Sanitor, mit dem die Tapferen von ihren Kämpfen und von ihrem Leben im Schützengraben erzählen, oder von ihrer Rettung erzählen. Von dem Jäger, der bei einer Schützengrabenpatrouille angeschossen worden und drei Tage geliegen, bis er geheilt worden. Von einem anderen, einem jungen Grenzschützen erzählt er, der am 1. April der harten Winterrede gelegen, daß ihm die Hüfte abgetrennt seien. Ein Fuß mußte abgenommen werden, und sein alter Vater ließe sich das Fleisch aus dem Körper schneiden, um dem seinen anzuhelfen. Und die Braut sei am Bahnhof gewesen, um ihn in Empfang zu nehmen. „Was denkst du dir, Viehster, mein Wort willst du mir zureden. Ich will ich, wie du bist, und wenn du mich nicht mehr magst, gehe ich ins Kloster. Über du.“

Noch manches Wortlein von deutscher Treue erzählt er, auch von den jungen Tameen, die ihn bei der Heimkehr distende Mosen an die Wägen reckten. Und dann kommt eine Fahrt, nach der es aussieht, als ob Wendelin Böh nur mehr eine einzige Reise antreten würde.

Säglich kalter Schneesturm hat das Frühlingswetter in der Natur hinweggesucht und bläst mit vollen Backen über die Felsen der Lazarettzüge, die von den Sanitätern immer wieder passiert werden müssen.

Mit verlassenen Augen und brennender, febergelährender Stille wird Wendelin Böh seiner Mutter gebracht. Die Temperatur flattert unheimlich hoch und raubt dem Kranken bald das Bewußtsein. Immer ist er bei den Verwundeten, auf dem Schlachtfeld. Bawallen greift seine Hand nach der Tarnen, Sorgenvollen und auch seine Lippen stehen leise: „Mutter, Mutter“.

Und sieht dann plötzlich wieder mit klaren Augen um sich, erkennt alle. Schwach, o so schwach fühlt er sich und doch froh und doch so selig. Bärtlich blickt er die Mutter, der die heißen Wangen, die eingefallenen Augen aus Ders greifen. „Nicht weinen, Mutter... Traure nicht um mich, wenn ich fürs Vaterland sterbe wie die Kameraden auf dem Schlachtfeld!“

Eine rauhe Stimme poltert dazwischen: „Nichts da sterben! Besser leben fürs Vaterland und etwas leisten.“ Das besorgte Gesicht, das der Arzt in den letzten Tagen gezeigt, hat sich aufgehellt, nachdem er den Kranken auskuriert; befriedigt selbst er sich die Hände.

„An jener Ecke hätten wir sie glücklich einmal wieder vorbeigebracht, junger Freund! Jetzt heißt es Vorsicht, Vorsicht! Vor Mai gehen Sie mir nicht aus.“

Erkannt und hoch erfreut, mit einem matten Aufstrahlen sieht Wendelin Böh auf. Und dann verstärkt sich das Drängen auf seinem Antlitz.

P. S. B., O. F. M., „Dann darf ich doch auch wieder heraus? Helfen, pflegen?“

Marienhäusen im Rheingau

In der Morgenfrühe des 5. Juni verbreitete sich überall im Rheingau die Schreckenskunde: Marienhäusen ist diese Nacht abgebrannt. Für die Diözese Limburg bedeutete Marienhäusen eine Lieblingsanstalt. Denn mehr als dreihundert katholische Fürsorgekinder befinden sich dort in liebevoller Pflege, glücklicherweise ist keins derselben zu Schaden gekommen.

Das alte liebe Klostergebäude der Zisterzienserinnen, das mit genial praktischem Verständnis der Rektor der Anstalt, Herr Geistlicher Rat Müller, für die Zwecke der Kinderfürsorge ausgebaut und umgebaut hatte unter völliger Beibehaltung der überkommenen äußeren Form, hat eine lange und ehrwürdige Geschichte und zugleich eine reizende und in gewissem Sinne majestätisch-behagliche Lage. Der kleine Behlingsbach, der bei Ahmannshausen in den Rhein mündet, hat trotz seines nur 4,5 Kilometer langen Laufes eine solche Kraft entfaltet, daß er das vordere untere Rheingaugebirge tief zerriß und im schluchtartigen Tale sich in den Rhein stürzt. Seine westlichen Hänge sind mit den Rotweinanlagen (Klebröt oder Spätburgunder) der Domäne bedeckt, die den berühmtesten deutschen Rotwein liefern. Noch bekannter ist der östliche Hang; denn auf ihm, zum Niederwalb gehörig, schlängelt sich die Bahnradbahn zum Nationaldenkmal (Jagdschloß).

Eine knappe halbe Stunde vom Rhein entfernt liegt das Dorf Aulhausen, dort wo das enge Tal anfängt sich zu verbreitern und zum Hochtal überzugehen. Der Ort wird 1108 in den Urkunden als Hausen zum erstenmale genannt. Als sich später hier Ulner (Töpfer) niederließen und mit der aus dem benachbarten erzbischoflichen Kammerforst gewonnenen Töpfererde ihr Gewerbe trieben, wurde der Ort Ul- oder Aulhausen zu benannt. So hieß ursprünglich auch das nur wenige Minuten oberhalb im breiten Talsattel sich erhebende Nonnenkloster des Zisterzienserordens. Maria- oder Marienhäusen hat erst viel später den ursprünglichen Namen verdrängt. Das Gründungsjahr ist unbekannt. Im Jahre 1191 befand es sich schon in so gedeihlicher Entwicklung, daß es das neu gegründete Kloster Chumbd bei Simmern auf dem Hunsrück besiedeln konnte. Die Klosterkirche, welche als letztes Glied die drei Flügel des weitläufigen Klostergebäudes zu einem Quadrat zusammenschließt, wurde durch den Erzbischof Siegfried II. von Mainz im Jahre 1219 unter dem Beisein vieler geistlicher und weltlicher Notabeln feierlich eingeweiht. Als Geschenk überwies der Erzbischof bei dieser Gelegenheit dem Kloster 60 Morgen Besitz aus dem Erzbischoflichen Kammerforst. Noch heute umschließt der inzwischen der Domäne zugefallene Kammerforst die ausgedehnte Acker- und Wiesenfläche der Anstalt von zwei Seiten.

Die Säkularisation zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts traf wie die anderen zahlreichen Klöster des Rheingaus so auch Marienhäusen. Die freiherrliche Familie von Bivierlein erwarb die Klostergebäude von der nassauischen Regierung und gab sie in Pacht. Man kann sich denken, daß die Klostergebäude mehr und mehr baufällig wurden oder wenigstens äußerlich verfallen und vernachlässigt aussahen. Die schöne Klosterkirche wurde zum Mergernis der einheimischen Bevölkerung als Scheuer benutzt, dieselbe Kirche, über die Dr. Richter in seiner Geschichte des Rheingaus rühmend schreibt: „In strengster, aber schöner Einfachheit zeigt sich die Klosterkirche zu Aulhausen. Nur eine Halle, die im Osten statt eines runden Chorausschlusses einfach dreiseitig geschlossen ist. Im oberen Teile der Mauer ziehen niedrige rundbogige Fenster um die ganze Halle herum und verstärken durch ihre Form und Regelmäßigkeit in der Anordnung den Eindruck der feierlichen Ruhe. Ein würdiges Denkmal für die Baukunst der Zisterzienser, das schon der späteren Zeit (1219) angehörte, wo die romanischen Bauformen sich wandeln.“

Im Jahre 1888 erfolgte die Erlösung des Klosters aus dem Zustande der Entweihung. Das Gebäude samt den dazu gehörigen 132,25 Hektar Land ging für den Preis von 200 000 Mark in den Besitz des Bistums Limburg zwecks Einrichtung zu der Diözesan-Erziehungsanstalt über.

Diese Anstalt hat eine nicht weniger interessante, wenn auch wesentlich kürzere Geschichte als das Kloster Marienhäusen und hängt in ihrer Gründung und Entwicklung zusammen mit den Anfängen der beiden großen religiösen Genossenschaften, die unter dem Bekennerbischof Dr. Peter Joseph Blum von Limburg (1842 bis 1884) entstanden. Im Jahre 1852 führte dieser der im Jahre zuvor gegründeten Genossenschaft der „Armen Dienstmägde Christi“ einige Knaben und Mädchen zur Erziehung zu. Schon 1853 wuchs die Zahl derselben auf 40 an. Im Kloster selbst wurde für ihren Unterricht ein Lehrer und bald darauf auch noch eine Lehrerin angestellt. Die „Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder“, wie sie anfänglich hieß, war gegründet. Am 23. Juni 1861 wurden die Geschlechter getrennt, indem 23 Knaben von Dernbach nach Montabaur zu der Genossenschaft der „Barmherzigen Brüder“

überfiedelten. Schon zuvor hatte sich in einem eigenen Hirtenbriefe der Bischof Peter Joseph an seine Diözesanen gewandt, um die Mittel für ein eigenes Anstaltsbaus zu erbitten. Der Ertrag der auch staatlich genehmigten Hauskollekte betrug 18 306 Gulden. Für 36 736 Gulden erstand zu Montabaur der stattliche Anstaltsbau. Da aber die Genossenschaft der „Barmherzigen Brüder“ sich immer weiter ausdehnte und andererseits in der leerstehenden alten Zisterzienser-Abtei zu Marienstatt auf dem Westerwald mit ihren 52 Morgen Land ein für die Anstalt geeigneteres Objekt sich bot, so steigerte der Bischof von Limburg nach langen Verhandlungen mit der nassauischen Regierung von dieser die ganze Marienstatter Besitzung für 20 900 Gulden, während die Montabaurer Brüder das dortige Haus mit Ländereien für 35 000 Gulden übernahmen. Am 6. Oktober 1865 siedelte die „Rettungsanstalt zum hl. Joseph“, wie sie jetzt hieß, nach Marienstatt über. Die Leitung übernahmen die Brüder vom hl. Geiste und unbefleckten Herzen Mariä. Nach Vertreibung der Brüder durch das Gesetz vom 4. Juli 1872 traten als Leiter vier Diözesanpriester an ihre Stelle, darunter der heutige Rektor Geistl. Rat Matthäus Müller. Es kamen im Kulturkampf harte und hungrige Zeiten über das Sorgenkind des Bischofs Blum, das die Anstalt für ihn zeit lebens war. Die barmherzigen Schwestern, die bisher den Haushalt führten, mußten infolge der Kulturkampfgesetze weichen. Erst 1884 durften sie wiederkehren. Als 1888 die Zisterzienser wieder ihr altes Kloster Marienstatt beziehen durften, wurde Marienhäusen für die „Diözesan-Erziehungsanstalt zum hl. Joseph“ angekauft. Infolge der nötigen Wiederherstellungsarbeiten in dem alten



Kloster verzögerte sich die Ueberführung der Kinder von Marienstatt nach Marienhäusen bis zum Mai 1889.

Der Direktor der Anstalt, Geistl. Rat Müller, hat von da an bis heute die Anstalt innerlich und äußerlich zu einer Musteranstalt ausgebaut. Zum Kloster kamen als abgesonderte große Bauten hinzu ein großes Schulhaus, eine mächtige Spiel- und Turnhalle, Stallungen und Scheune. Nach der letzten Statistik betrug die Zahl der Zöglinge 363; die Zahl der Lehrpersonen 5, die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die in Familien untergebracht, aber noch der Aufsicht der Anstalt unterworfen sind, 140. Aus der Anstalt sind bereits 4 Ordenspriester hervorgegangen, 2 studieren Theologie, 1 wurde Organist, 1 Lehrer, 1 Redakteur, 4 Gerichtsschreiber, 6 Kaufleute. Die Klosterräume waren so zahlreich wiederhergestellt und ausgerüstet, daß in demselben seit langen Jahren für Priester, Lehrer, Studierende, Gesellen, Rekruten und andere Stände noch stark besuchte Exerzitien stattfinden konnten. Die Exerzitanten haben sich erbaut an dem fromm-fröhlichen Wesen der Kinder und hörten ergriffen ihre musterhaft vorgetragenen mehrstimmigen Buß- und Lobgesänge in der kunstgerecht wiederhergestellten Klosterkirche. Geistliche und die höchsten weltlichen Landesbehörden hielten mit ihrem uneingeschränkten Lobe der Anstalt nicht zurück.

Nun mußte in jener Schreckensnacht zum 5. Juni Herr Direktor Müller, die Seele des ganzen Werkes, mit den armen Kindern im Flammenscheine der Verödung von der stillen Stätte seiner gesegneten Wirksamkeit weichen. Kloster und Kirche sind Trümmer und Asche. Die gesonderten Neubauten sind indes unverletzt. Mit Zuhilfenahme des großen Vinzenzstiftes wird der Betrieb aufrecht erhalten.

Den Lesern bieten wir im vorstehenden Bilde eine getreue Nachbildung des alten, später renovierten Klostergebäudes, welches bis auf die Grundmauern zerstört ist. Des' darf man gewiß sein: Der Direktor wird trotz seiner neunundsiechzig Jahre sofort mit Tatkraft und Umsicht an den Neubau herangehen. Das alte Kloster Marienhäusen aber gehört der Vergangenheit an.

4 Es tut so wohl

Es tut so wohl ein Wort aus Freundesmund,
Wenn tiefbetäubt das Herz und todesmünd,
Weil ihm sein Glück, sein Teuerstes ward geraubt
Und rauher Sturm des Lebens Dain entlaubt.

Kein Balsam, der so lindert Leid und Qual,
Wird es auch bargereicht in gold'ner Schale,
Als wie ein Wort, das auf der Seele Grund
Gibt Mitgefühl und wahre Liebe kund.

Die Liebe tröstet, wenn beim Schmerz sie weilt;
Sie richtet auf, und tiefstes Weh sie heilt. —
Dum sprich das Wort in deines Bruders Haus
Doll Mitleid, sanft in stiller Stunde aus. (P. Saget.)